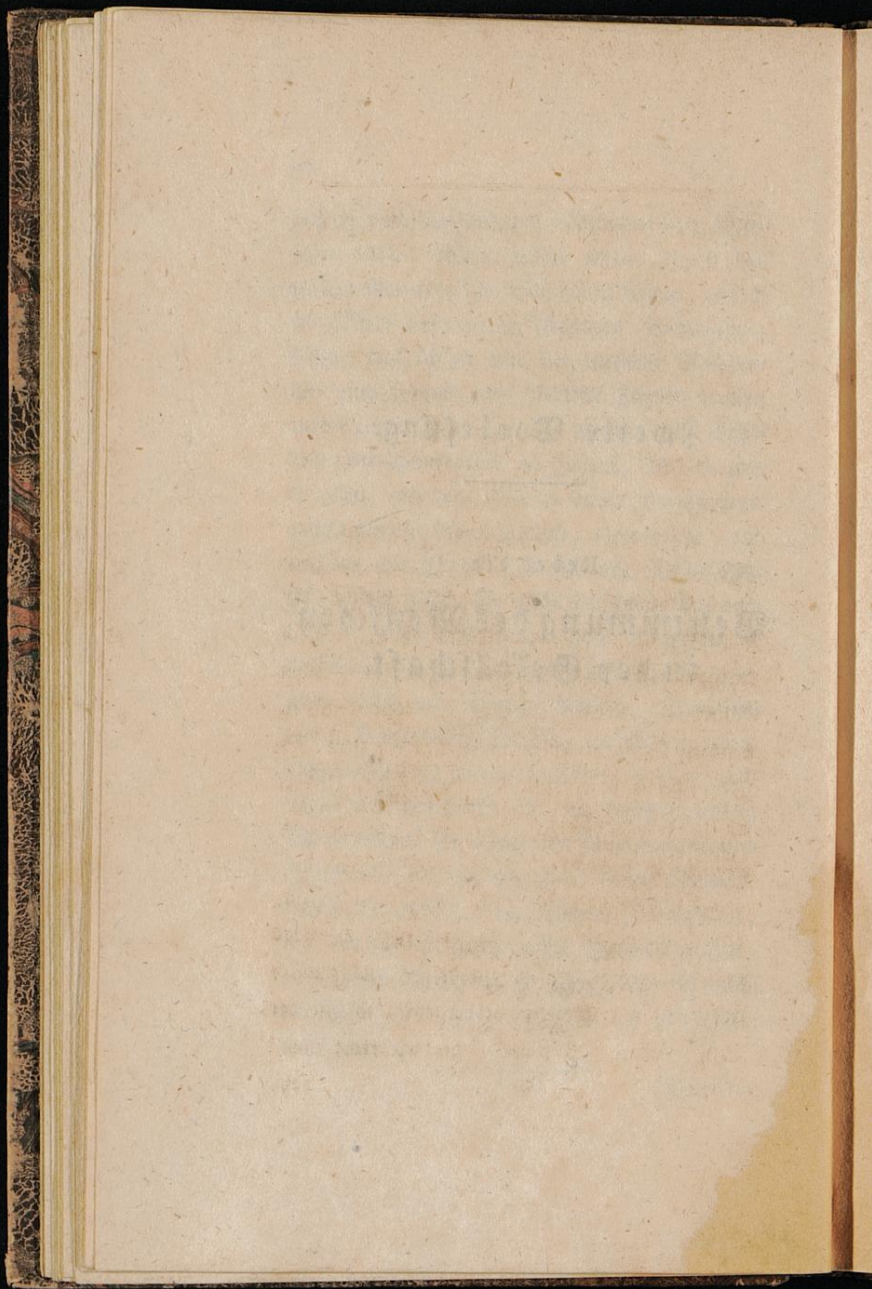


Zweite Vorlesung.

Ueber die
Bestimmung des Menschen
in der Gesellschaft.



Es giebt eine Menge Fragen, welche die Philosophie erst zu beantworten hat, ehe sie Wissenschaft und Wissenschaftslehre werden kann: — Fragen, welche die alles entscheidenden Dogmatiker vergaßen und welche der Skeptiker nur auf die Gefahr hin der Unvernunft oder der Bosheit oder beider zugleich bezüchtigt zu werden — anzudeuten wagt.

Es ist, wofern ich nicht oberflächlich seyn, und leicht behandeln will, worüber ich etwas gründlicheres zu wissen glaube — wofern ich nicht Schwierigkeiten verbergen und in der Stille übergehen will, die ich recht wohl

sehe — es ist, sage ich, mein Schicksal in diesen öffentlichen Vorlesungen, mehrere dieser fast noch ganz unberührten Fragen berühren zu müssen, ohne sie doch völlig erschöpfen zu können — auf die Gefahr hin missverstanden oder missgedeutet zu werden, nur W i n k e zum weitem Nachdenken, nur W e i s u n g e n auf weitere Belehrung geben zu können, wo ich lieber die Sache aus dem Grunde erschöpfen möchte. Vermuthete ich unter Ihnen M. H. viele Popular-Philosophen, die ohne alle Mühe und ohne alles Nachdenken, blos durch die Hilfe ihres Menschenverstandes, den sie gesund nennen, alle Schwierigkeiten gar leicht lösen, so würde ich diesen Lehrstuhl oft nicht ohne Zagen betreten.

Unter diese Fragen gehören besonders folgende zwei, vor deren Beantwortung unter andern auch kein gründliches Naturrecht möglich seyn dürfte; zuvörderst die: mit welcher Befugniß nennt der Mensch einen bestimmten Theil der Körperwelt seinen Körper? wie kömmt er dazu, diesen seinen Körper zu betrachten,

trachten, als seinem Ich angehörig, da er doch demselben gerade entgegengesetzt ist? und dann die zweite: wie kommt der Mensch dazu, vernünftige Wesen seines Gleichen ausser sich anzunehmen, und anzuerkennen, da doch dergleichen Wesen in seinem reinen Selbstbewußtseyn unmittelbar gar nicht gegeben sind?

Ich habe heute die Bestimmung des Menschen in der Gesellschaft festzusetzen und die Lösung dieser Aufgabe setzt die Beantwortung der letztern Frage voraus. — Gesellschaft nenne ich die Beziehung der vernünftigen Wesen aufeinander. Der Begriff der Gesellschaft ist nicht möglich, ohne die Voraussetzung, daß es vernünftige Wesen ausser uns wirklich gebe, und ohne charakteristische Merkmale, wodurch wir dieselben von allen andern Wesen unterscheiden können, die nicht vernünftig sind, und demnach nicht mit zur Gesellschaft gehören. Wie kommen wir zu jener Voraussetzung? und welches sind diese Merkmale? Dieß ist die Frage, die ich zunächst zu beantworten habe.

„Wir haben beides, sowohl daß es vernünftige Wesen unsers Gleichen ausser uns gebe, als auch die Unterscheidungszeichen derselben von vernunftlosen Wesen aus der Erfahrung geschöpft;“ so dürften wohl diejenigen antworten, die sich noch nicht an strenge philosophische Untersuchung gewöhnt haben; aber eine solche Antwort würde leicht und unbefriedigend, es würde gar keine Antwort auf unsere Frage seyn, sondern sie würde zu einer ganz andern gehören. Die Erfahrungen, auf welche sie sich berufen würden, machten ja wohl auch die Egoisten, die darum noch immer nicht gründlich widerlegt sind. Die Erfahrung lehrt nur das, daß die Vorstellung von vernünftigen Wesen ausser uns in unserm empirischen Bewußtseyn enthalten sey; und darüber ist kein Streit, und kein Egoist hat es noch geläugnet. Die Frage ist: ob dieser Vorstellung etwas ausser der selben entspreche; ob es unabhängig von unserer Vorstellung und wenn wir es uns auch nicht vorstellten — vernünftige Wesen ausser uns gebe; und hierüber kann die Erfahrung

fahrung nichts lehren, so gewiß als sie Erfahrung, d. i. das System unserer Vorstellungen ist.

Die Erfahrung kann höchstens lehren, daß Wirkungen gegeben sind, die den Wirkungen vernünftiger Ursachen ähnlich sind; aber nimmermehr kann sie lehren, daß die Ursachen derselben als vernünftige Wesen an sich wirklich vorhanden seyen; denn ein Wesen an sich selbst ist kein Gegenstand der Erfahrung.

Wir selbst tragen dergleichen Wesen erst in die Erfahrung hinein; Wir sind es, die gewisse Erfahrungen aus dem Daseyn vernünftiger Wesen auffer uns erklären. Aber — mit welcher Befugniß erklären wir so? diese Befugniß muß vor dem Gebrauch derselben näher erwiesen werden, weil die Gültigkeit derselben sich darauf gründet, und kann nicht etwa bloß auf den wirklichen Gebrauch gegründet werden: und so wären wir denn um keinen Schritt weiter; und ständen gerade wieder bey der Frage, die wir oben aufwarfen: Wie kommen wir dazu, vernünftige Wesen auffer uns anzunehmen und anzuerkennen?

Das

Das theoretische Gebiet der Philosophie ist unstreitig durch die gründlichen Untersuchungen der Kritiker erschöpft; alle bis jetzt noch unbeantwortete Fragen müssen aus praktischen Principien beantwortet werden, wie ich indes nur historisch anführe. Wir müssen versuchen, ob wir die aufgeworfene Frage aus dergleichen Principien wirklich beantworten können. —

Der höchste Trieb im Menschen ist, laut unserer letzten Vorlesung, der Trieb nach Identität, nach vollkommener Uebereinstimmung mit sich selbst; und damit er stets mit sich übereinstimmen könne, nach Uebereinstimmung alles dessen, was auffer ihm ist, mit seinen nothwendigen Begriffen davon. Es soll seinen Begriffen nicht nur nicht widersprochen werden, so daß ihm übrigens die Existenz oder Nicht-Existenz eines demselben entsprechenden Objekts gleichgültig wäre, sondern es soll auch wirklich etwas demselben entsprechendes gegeben werden. Allen Begriffen, die in seinem Ich liegen, soll im Nicht-Ich ein Ausdruck,

druck, ein Gegenbild gegeben werden. So ist sein Trieb bestimmt.

Im Menschen ist auch der Begriff der Vernunft und des vernunftmäßigen Handelns und Denkens gegeben, und er will nothwendig diesen Begriff nicht nur in sich selbst realisiren, sondern auch auſſer sich realisirt sehen. Es gehört unter seine Bedürfnisse, daß vernünftige Wesen seines gleichen auſſer ihm gegeben seyen.

Er kann dergleichen Wesen nicht hervorbringen; aber er legt den Begriff derselben seiner Beobachtung des Nicht-Ich zum Grunde, und erwartet, etwas demselben entsprechendes zu finden. — Der erste, zunächst sich anbietende, aber bloß negative Charakter der Vernünftigkeit ist Wirksamkeit nach Begriffen, Thätigkeit nach Zwecken. Was den Charakter der Zweckmäßigkeit trägt, kann einen vernünftigen Urheber haben; das, worauf sich der Begriff der Zweckmäßigkeit gar nicht anwenden läßt, hat gewiß keinen vernünftigen Urheber. — Aber dieses Merkmal ist zweideutig; Ueber-

ein;

einstimmung des Mannichfaltigen zur Einheit ist der Charakter der Zweckmäßigkeit; aber es gibt mehrere Arten dieser Uebereinstimmung, die sich aus bloßen Naturgesetzen, — eben nicht aus mechanischen, aber doch aus organischen — erklären lassen; mithin bedürfen wir noch eines Merkmahls, um aus einer gewissen Erfahrung mit Ueberzeugung auf eine vernünftige Ursache derselben schließen zu können — Die Natur wirkt auch da, wo sie zweckmäßig wirkt, nach nothwendigen Gesetzen; die Vernunft wirkt immer mit Freiheit. Mithin würde Uebereinstimmung des Mannichfaltigen zur Einheit, die durch Freiheit gewirkt wäre, der sichere und untrügliche Charakter der Vernünftigkeit in der Erscheinung seyn. Es fragt sich nur: wie soll man eine in der Erfahrung gegebene Wirkung durch Nothwendigkeit, von einer gleichfalls in der Erfahrung gegebenen Wirkung durch Freiheit unterscheiden?

Einer Freiheit außer mir kann ich mir überhaupt gar nicht unmittelbar bewußt seyn; nicht einmahl einer Freiheit in mir oder meiner eigen

nen

nen Freiheit kann ich mir bewußt werden; Denn die Freiheit an sich ist der letzte Erklärungsgrund alles Bewußtseyns und kann daher gar nicht in das Gebiet des Bewußtseyns gehören. Aber — ich kann mir bewußt werden, daß ich mir bei einer gewissen Bestimmung meines empirischen Ich durch meinen Willen einer andern Ursache nicht bewußt bin, als dieses Willens selbst; und dieses Nichtbewußtseyn der Ursache könnte man wohl auch ein Bewußtseyn der Freiheit nennen, wenn man sich nur vorher gehörig erklärt hat; und wir wollen es hier so nennen. In diesem Sinne kann man sich selbst einer eigenen Handlung durch Freiheit bewußt werden.

Wird nun durch unsere freie Handlung, der wir uns in dem angezeigten Sinne bewußt sind, die Wirkungsart der Substanz, die uns in der Erscheinung gegeben ist, so verändert, daß diese Wirkungsart gar nicht mehr aus dem Gesetze, nach welchem sie vorher sich richtete, sondern bloß aus demjenigen zu erklären ist, das wir unserer freien Handlung zu Grunde gelegt haben,

haben, und welches dem vorherigen entgegen-
 gesetzt ist; so können wir eine solche veränderte
 Bestimmung nicht anders erklären, als durch
 die Voraussetzung, daß die Ursache jener Wir-
 kung gleichfalls vernünftig und frei sey. Hie-
 raus entsteht, daß ich in die Kantische Termi-
 nologie eingreife, eine Wechselwirkung
 nach Begriffen; eine zweckmäßige Ge-
 meinschaft; und diese ist es, die ich Gesells-
 chaft nenne. Der Begriff der Gesellschaft ist
 nun vollständig bestimmt.

Es gehört unter die Grundtriebe des Men-
 schen, vernünftige Wesen, seines gleichen ausser
 sich annehmen zu dürfen; diese kann er nur
 unter der Bedingung annehmen, daß er mit
 ihnen, nach der oben bestimmten Bedeutung
 des Wortes in Gesellschaft tritt. — Der ge-
 sellschaftliche Trieb gehört demnach unter die
 Grundtriebe des Menschen. Der Mensch ist
 bestimmt, in der Gesellschaft zu leben;
 er soll in der Gesellschaft leben; er ist kein
 ganzer vollendeter Mensch und widerspricht sich
 selbst, wenn er isolirt lebt.

Sic

Sie sehen, M. H., wie wichtig es ist, die Gesellschaft überhaupt, nicht mit der besondern empirisch bedingten Art von Gesellschaft, die man den Staat nennt, zu verwechseln. Das Leben im Staate gehört nicht unter die absoluten Zwecke des Menschen, was auch ein sehr großer Mann darüber sage; sondern es ist ein nur unter gewissen Bedingungen statt findendes Mittel zur Gründung einer vollkommenen Gesellschaft. Der Staat geht, eben so wie alle menschliche Institute, die bloße Mittel sind, auf seine eigene Vernichtung aus: es ist der Zweck aller Regierung, die Regierung überflüssig zu machen. Jetzt ist der Zeitpunkt sicher noch nicht — und ich weiß nicht, wie viele Myriaden Jahre oder Myriaden von Myriaden Jahren bis dahin seyn mögen — und es ist überhaupt hier nicht von einer Anwendung im Leben, sondern von Verichtigung eines speculativen Satzes die Rede — jetzt ist der Zeitpunkt nicht; aber es ist sicher, daß auf der a priori vorgezeichneten Laufbahn des Menschengeschlechts ein solcher Punkt

Punkt liegt, wo alle Staatsverbindungen überflüssig seyn werden. Es ist derjenige Punkt, wo statt der Stärke oder der Schlaueit die bloße Vernunft als höchster Richter allgemein anerkannt seyn wird. Anerkannt seyn sage ich, denn irren, und aus Irrthum ihren Mitmenschen verletzen mögen die Menschen auch dann noch; aber sie müssen nur alle den guten Willen haben, sich ihres Irrthums überführen zu lassen, und so, wie sie desselben überführt sind, ihn zurück zu nehmen und den Schaden zu ersetzen — Ehe dieser Zeitpunkt eintritt, sind wir im allgemeinen noch nicht einmal wahre Menschen.

Nach dem gesagten ist Wechselwirkung durch Freiheit der positive Charakter der Gesellschaft. — Diese — ist selbst Zweck; und es wird demnach gewirkt, bloß und schlecht hin darum, damit gewirkt werde. — Durch die Behauptung aber, daß die Gesellschaft ihr eigener Zweck sey, wird gar nicht geläugnet, daß die Art des Einwirkens noch ein besonderes Gesetz haben könne, welches der Einwirkung ein noch bestimmteres Ziel aufstellt.

Der

Der Grundtrieb war, vernünftige Wesen unseres gleichen, oder Menschen zu finden. — Der Begriff vom Menschen ist ein idealischer Begriff, weil der Zweck des Menschen, insofern er das ist, unerreichbar ist. Jedes Individuum hat sein besonderes Ideal vom Menschen überhaupt, welche Ideale zwar nicht in der Materie, aber doch in den Graden verschieden sind; Jeder prüft nach seinem eigenen Ideale denjenigen, den er für einen Menschen anerkennt. Jeder wünscht vermöge jenes Grundtriebes, jeden andern demselben ähnlich zu finden; er versucht, er beobachtet ihn auf alle Weise, und wenn er ihn unter demselben findet, so sucht er ihn dazu empor zu heben. In diesem Ringen der Geister mit Geistern siegt stets derjenige, der der höhere, bessere Mensch ist; so entsteht durch Gesellschaft Vervollkommnung der Gattung, und wir haben denn auch zugleich die Bestimmung der ganzen Gesellschaft, als solcher, gefunden. Wenn es scheint, als ob der höhere und bessere Mensch keinen Einfluß auf den

niedern und ungebildeten habe, so täuscht uns hiebei theils unser Urtheil, da wir oft die Frucht auf der Stelle erwarten, ehe das Saamenkorn keimen und sich entwickeln kann; theils kommt es daher, daß der bessere vielleicht um zuviele Stufen höher steht, als der ungebildete; daß sie zu wenig Berührungspunkte mit einander gemein haben; zu wenig aufeinander wirken können — ein Umstand, der die Kultur auf eine unglaubliche Art aufhält, und dessen Gegenmittel wir zu seiner Zeit aufzeigen werden. Aber im Ganzen siegt der bessere gewiß; ein beruhigender Trost für den Freund der Menschen und der Wahrheit, wenn er dem offenen Kriege des Lichts mit der Finsterniß zusieht. Das Licht siegt endlich gewiß — die Zeit kann man freilich nicht bestimmen, aber es ist schon ein Unterpfang des Sieges, und des nahen Steges, wenn die Finsterniß genöthigt ist, sich in einen öffentlichen Kampf einzulassen. Sie liebt das Dunkel; sie hat schon verlohren, wenn sie gezwungen ist, an das Licht zu treten.

Also —

Also — das ist das Resultat unsrer ganzen bisherigen Betrachtung — der Mensch ist für die Gesellschaft bestimmt; unter diejenigen Geschicklichkeiten, welche er seiner in der vorigen Vorlesung entwickelten Bestimmung nach in sich vervollkommen soll, gehört auch die Gesellschaftlichkeit.

Diese Bestimmung für die Gesellschaft überhaupt ist, so sehr sie auch aus dem Innersten, Keinsten des menschlichen Wesens entsprungen ist, dennoch als bloßer Trieb, dem höchsten Gesetze der steten Uebereinstimmung mit uns selbst, oder dem Sittengesetze untergeordnet; und muß durch dasselbe weiter bestimmt und unter eine feste Regel gebracht werden; und so wie wir diese Regel auffinden, finden wir die Bestimmung des Menschen in der Gesellschaft, die der Zweck unserer gegenwärtigen Untersuchung und aller bis jetzt angestellten Betrachtungen ist.

Zuförderst wird durch jenes Gesetz der absoluten Uebereinstimmung der gesellschaftliche Trieb negativ bestimmt; er darf sich selbst

nicht widersprechen. Der Trieb geht auf Wechselwirkung, gegenseitige Einwirkung, gegenseitiges Geben und Nehmen, gegenseitiges Leiden und Thun: nicht auf bloße Causalität, nicht auf bloße Thätigkeit, wogegen der andere sich nur leidend zu verhalten hätte. Der Trieb geht darauf aus, freie vernünftige Wesen ausser uns zu finden, und mit ihnen in Gemeinschaft zu treten; er geht nicht auf Subordination, wie in der Körperwelt, sondern er geht auf Koordination aus. Will man die gesuchten vernünftigen Wesen ausser sich nicht frei seyn lassen, so rechnet man etwa bloß auf ihre theoretische Geschicklichkeit, nicht auf ihre freie praktische Vernünftigkeit: man will nicht in Gesellschaft mit ihnen treten, sondern man will sie, als geschicktere Thiere, beherrschen, und dann verzetzt man seinen gesellschaftlichen Trieb mit sich selbst in Widerspruch. — Doch was sage ich: man verzetzt ihn mit sich selbst in Widerspruch? man hat ihn vielmehr noch gar nicht — jenen höhern Trieb: die Menschheit hat sich dann

dann

dann in uns noch gar nicht so weit ausgebildet; wir stehen selbst noch auf der niedern Stufe der halben Menschheit, oder der Sklaverei. Wir sind selbst noch nicht zum Gefühl unsrer Freiheit und Selbstthätigkeit gereift; denn sonst müßten wir nothwendig um uns herum uns ähnliche, d. i. freie Wesen sehen wollen. Wir sind Sklaven und wollen Sklaven halten. Rousseau sagt: Mancher hält sich für einen Herrn anderer, der doch mehr Sklav ist, als sie: er hätte noch weit richtiger sagen können: Jeder, der sich für einen Herrn anderer hält, ist selbst ein Sklav. Ist er es auch nicht immer wirklich, so hat er doch sicher eine Sklavenseele und vor dem ersten Stärkern, der ihn unterjocht, wird er niederträchtig kriechen.

— Nur derjenige ist frei, der alles um sich herum frei machen will, und durch einen gewissen Einfluß, dessen Ursache man nicht immer bemerkt hat, wirklich frei macht. Unter seinem Auge athmen wir freier; wir fühlen uns durch nichts gepreßt und zurückgehalten und eingengt; wir fühlen eine ungewohnte Lust,

alles zu feyn und zu thun, was nicht die Achtung für uns selbst uns verbietet.

Der Mensch darf vernunftlose Dinge als Mittel für seine Zwecke gebrauchen, nicht aber vernünftige Wesen: er darf dieselben nicht einmal als Mittel für ihre eigene Zwecke brauchen; er darf nicht auf sie wirken, wie auf todte Materie oder auf das Thier, so daß er bloß seinen Zweck mit ihnen durchsetze, ohne auf ihre Freiheit gerechnet zu haben. — Er darf kein vernünftiges Wesen wider seinen Willen tugendhaft, oder weise, oder glücklich machen. Abgerechnet, daß diese Bemühung vergeblich seyn würde, und daß keiner tugendhaft oder weise, oder glücklich werden kann, auffer durch seine eigene Arbeit und Mühe — abgerechnet also, daß das der Mensch nicht kann, soll er — wenn er es auch könnte oder zu können glaubte — es nicht einmal wollen, denn es ist unrecht und er versetzt sich dadurch in Widerspruch mit sich selbst.

Durch das Gesetz der völligen formalen Uebereinstimmung mit sich selbst, wird der gesellschaftliche Trieb auch positiv bestimmt,

und

und so bekommen wir die eigentliche Bestimmung des Menschen in der Gesellschaft. — Alle Individuen, die zum Menschengeschlechte gehören, sind unter sich verschieden; es ist nur Eins, worin sie völlig übereinkommen, ihr leztes Ziel, die Vollkommenheit. Die Vollkommenheit ist nur auf eine Art bestimmt; sie ist sich selbst völlig gleich, könnten alle Menschen vollkommen werden, könnten sie ihr höchstes und leztes Ziel erreichen, so wären sie alle einander völlig gleich; sie wären nur Eins; ein einziges Subjekt. Nun aber strebt jeder in der Gesellschaft den andern, wenigstens seinen Begriffen nach, vollkommener zu machen; ihn zu seinem Ideale, das er sich von dem Menschen gemacht hat, emporzuheben. — Weiterhin ist das lezte höchste Ziel der Gesellschaft völlige Einigkeit und Einmüthigkeit mit allen möglichen Gliedern derselben. Da aber die Erreichung dieses Ziels die Erreichung der Bestimmung des Menschen überhaupt — die Erreichung der absoluten Vollkommenheit voraussetzt: so ist es eben so unerreichbar, als jenes —

ist unerreichbar, so lange der Mensch nicht aufhören soll, Mensch zu seyn, und nicht Gott werden soll. Völlige Einigkeit mit allen Individuen ist mithin zwar das letzte Ziel, aber nicht die Bestimmung des Menschen in der Gesellschaft.

Aber annähern und ins unendliche sich annähern an dieses Ziel — das kann er und das soll er. Dieses Annähern zur völligen Einigkeit und Einmüthigkeit mit allen Individuen können wir Vereinigung nennen. Also Vereinigung, die der Innigkeit nach stets fester, dem Umfange nach stets ausgebreiteter werde, ist die wahre Bestimmung des Menschen in der Gesellschaft: diese Vereinigung aber ist, da nur über ihre letzte Bestimmung die Menschen einig sind und einig werden können — nur durch Vervollkommnung möglich. Wir können demnach eben so gut sagen: gemeinschaftliche Vervollkommnung, Vervollkommnung seiner selbst durch die frei benutzte Einwirkung anderer auf uns: und Vervollkommnung anderer durch Rückwirkung auf sie, als auf freie Wesen ist unsere Bestimmung in der Gesellschaft.

Um

Um diese Bestimmung zu erreichen, und sie immer mehr zu erreichen, dazu bedürfen wir einer Geschicklichkeit, die nur durch Kultur erworben und erhöht wird, und zwar einer Geschicklichkeit von zweierlei Art: eine Geschicklichkeit zu Geben, oder auf andere, als auf freie Wesen zu wirken, und einer Empfänglichkeit zu Nehmen, oder aus den Wirkungen anderer auf uns den besten Vortheil zu ziehen. Von beiden werden wir an seinem Orte besonders reden. Besonders die letztere muß man sich auch neben einem hohen Grade der erstern zu erhalten suchen; oder man bleibt stehen und geht dadurch zurück. Selten ist Jemand so vollkommen, daß er nicht fast durch jeden andern wenigstens von irgend einer, vielleicht unwichtig scheinenden, oder übersehener Seite sollte ausgebildet werden können.

Ich kenne wenig erhabnere Ideen M. H. als die Idee dieses allgemeinen Einwirkens des ganzen Menschengeschlechts auf sich selbst, dieses unaufhörlichen Lebens und Strebens, dieses eifrigen Wettstreites zu Geben und zu Nehmen, das edelste, was dem Menschen zu Theil

Theil werden kann, dieses allgemeinen Eingreiffens zahlloser Räder in einander, deren gemeinsame Triebfeder die Freiheit ist, und der schönen Harmonie, die daraus entsteht. Wer du auch seyst, so kann jeder sagen, du, der du nur Menschen Nützlich trägst, du bist doch ein Mitglied dieser großen Gemeine; durch welche unzählige Mittelglieder die Wirkung auch fortgepflanzt werde — ich wirke darum doch auch auf dich, und du wirkst darum doch auch auf mich; keiner, der nur das Gepräge der Vernunft, sey es auch noch so roh ausgedrückt, auf seinem Gesichte trägt, ist vergebens für mich da. Aber ich kenne dich nicht, noch kennst du mich — O, so gewiß wir den gemeinschaftlichen Ruf haben, gut zu seyn, und immer besser zu werden — so gewiß — und daure es Millionen und Billionen Jahre — was ist die Zeit? — so gewiß wird einst eine Zeit kommen, da ich auch dich in meinen Wirkungskreis mit fortreißen werde, da ich auch dir, werde wohlthun, und von dir Wohlthaten empfangen können, da auch an dein Herz das meinige durch das schönste Band des gegenseitigen freien Gebens und Nehmens geknüpft sein wird.

 Dritte